

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 16 (1926)
Heft: 37

Rubrik: Brief aus Indien

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

gewitterdünstig. Auf dem See lagerte eine zahlreiche Möwengesellschaft. Mitten unter ihnen stolzierte ein Haubentaucher umher. Er trug ein hocharistokratisches Wesen zur Schau. Seine Bewegungen waren sehr gemessene; sie entsprachen seinem vornehmen Äußern. Sein schmaler Kopf mit der bestrauhten Haube war voller Aufmerksamkeit auf alle Vorgänge in seiner Umgebung. Mit elegantem Schwunge tauchte er von Zeit zu Zeit unter, erschien an anderer Stelle, halste hierhin, halste dorthin. Sprung, hinab! Schwupp, hinauf! Die Möwen aber hockten behäbig auf dem Wasser, ließen sich auf- und niederschaukeln, ohne sich vom Treiben des Haubentauchers stören zu lassen.

Die Fahrt war mäßig. Die Pappel bei Gletterens, die den ganzen untern See überragt, blieb stets in gleicher Entfernung. Nur eines rüdte vor: die Tageszeit. Seit unserer Abfahrt in Estavayer war ganz unmerklich Stunde um Stunde dahingegangen und wenn nicht Hunger und Durst sich gemeldet hätten, wären wir am Mittag ahnungslos vorbeigesegelt. Bei dem zahmen Winde belegten wir Ruderpinne und Großegel und machten uns mit dem Proviant zu schaffen. Die Seeluft zehrt, Speise und Trank erfrischten uns köstlich. Und mit dem Matrosenliede aus dem fliegenden Holländer gaben wir dem Mahle den frohen Ausklang. Holla! Was war das? Ein dünner, pfeifender Ton oben auf der Spitze des Großbaumes. Die Segel knallten laut — ein Ruck — die Gläser mit dem Rest des Weines stürzten um — das Boot legte sich über — wir sprangen auf — an die Ruderpinne — an die Segel — der Wind war da! Er hatte den Mittagsschlaf ausgeduselt, hatte uns überrascht im Momente, wo wir uns ebenfalls gerne ein wenig hingelegt hätten. Wir wurden im Nu komplett wach. Wie ein ungeheurer Schwarm von Tausendfüßlern frappte es über die Fläche heran. Und hinter diesem Gefrappel ein grasgrüner Strich quer über den ganzen See: das bedeutete vermehrte Windstärke. Ja, dort unten blies es aus dem großen Trichter des Val de Travers hervor. Weiße Schäfchen hüpfen vereinzelt auf dem schwarzblauen Wasserplane herum. Wir rüsteten uns. Flink in die Windjacks und zugeknöpft bis oben aus. Alle Luken geschlossen, heißt das im Seemannsjargon. Das Boot begann zu reisen, es bekam Fahrt, rassistige Vollfahrt. Wir fuhren mit ganzer Kraft am Winde. Das schneidige Tempo schien auch dem Boot zu behagen. Der Bug zischte, holte aus zu Sprüngen, zerstampfte die Wogen mit Klitsch und Klatsch. Ohne zu verschlaufen, schoß das Boot dahin. Die Segel waren zum Plaken gestrafft. Die Verspannungen furrten. Die Fährchen waren in ihrem Element und flaggten, flaggten, flaggten! Die Ufer flogen an uns vorüber. Port Alban, Cudrefin blieben schnell hinter uns zurück. Jetzt hielten wir Kurs auf Neuenburg. Wie Rüdlein, die sich um die Henne scharen, hielten sich dort die Segler ängstlich in der Nähe des Hafens. Ha! Verspürten sie drüben nichts von der dämonischen Lust, die uns ankommt, wenn es einem Wagnisse gilt? Freilich gerüstet sein, alle Sinne wachsam halten, sich keine Blöße geben, denn die Gefahr verzeiht uns keine Fehler! In Seemitte, gegenüber der Stadt, drehten wir bei und mit zweimaligem Aufkreuzen stachen wir heil in die Mündung des Broyeanales. Die gute Brise trieb uns bis fast nach La Sauge hinauf. Das weitere war wieder Ruderarbeit bis in den Murtensee. Hier landeten wir nach genussvoller und abwechslungsreicher Fahrt in dem kleinen Hafen, den wir vor zwei Tagen verlassen. Wir fuhren mit Vollsegeln ein, von der Sonntagsmenge auf dem Quai wie Seefahrer aus einem fernen Archipel begafft; denn unsere Gefichter waren lederbraun gebräunt.

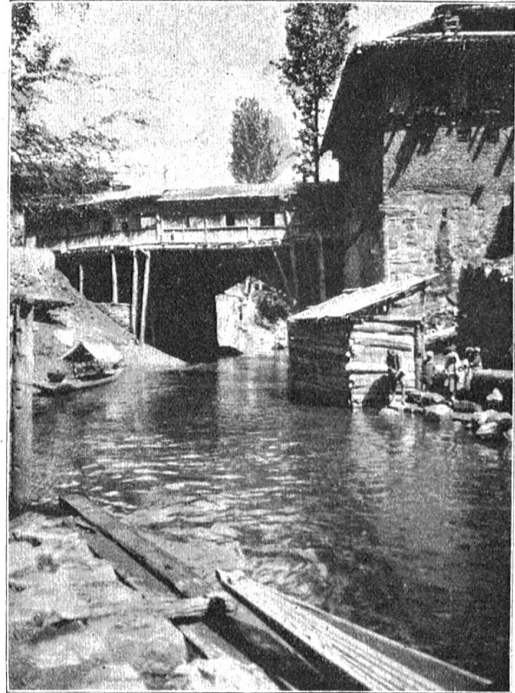
Spruch.

So viel gibt's, was beglücken kann
Und Freude macht entstehen;
Es kommt auf Herz und Augen an,
Daß sie, was Glück ist, sehen. Trojan.

Brief aus Indien.

Liebe Berner Woche!

Für die paar nächsten Wochen bin ich die stolze Besitzerin eines Autos mitsamt dem Chauffeur! Wie das kam? Ganz einfach: Glück muß der Mensch haben und — einige



Simagar, das Venedig Indiens, ist von Kanälen durchzogen.

gute Freunde! — Es — das Auto — ist ein schöner vierplätziger Tourenwagen, er — der Chauffeur — aus dem Stamme der Sikhs, gut gebaut, mit den ebenmäßigen Zügen und dem glänzenden Vollbart, der den Vertretern seines Volkes eigen. —

„Ingresi nai bolo“ — ich spreche nicht Englisch — ist seine Einführung. Und ich spreche nicht Hindostanisch, also wird wohl unser Verkehr zumeist ein stummer werden. Ich bin in diesem Lande ungeahnter Möglichkeiten ohnedies schon um ein Erkleckliches fürsichtiger geworden und werde ihm erst sagen, was ich von ihm halte, wenn er mich heil wieder in die Ebene gebracht hat.

Ja so — ich sagte noch gar nicht, wohin die Reise geht. Von Rawalpindi, an der Linie zwischen Lahore und Peshawar (der Grenzstadt gen Afghanistan), 360 Kilometer Nordost nach dem schönen Bergland Kashmir, das man etwa auch die „indische Schweiz“ nennt. —

Ich verstehe von einem Auto soviel wie von einer Silberfuchsfarm. Ich weiß, daß es Benzin zu bekommen hat und manchmal auch Wasser. Daß man in den Tropen spätestens von 10 Uhr an das Verdeck aufmachen muß, wenn es einem noch so sehr daran hindert, die Aussicht zu genießen und über Mittag nicht oder nur langsam fahren soll, weil sonst die Reifen vor Siß plaken. Wieso es eigentlich vorwärts geht, das werde ich meiner Lebtag nicht begreifen. Es plagt mich auch nicht — wozu hat man einen Chauffeur?

Aber erschrocken bin ich doch, als ich nach der ersten Mittagsrast zu meinem Behieler zurückkehrte und zwei der großen Räder auf der Straße fand, mein Mano eifrig mit Ölen beschäftigt. Mir schwant nichts Gutes. Was braucht der Kerl an dem frisch revidierten Wagen herumzubasteln? Und hatte nicht der Besitzer etwas vom rechten Vorderrad gesagt, daß er es besonders gut habe befestigen lassen, weil es zu Streichen neigt?

Es hat seinen Vorteil, wenn man sich nicht aussprechen kann, dann kommt es auch nicht zu hitzigen Diskussionen. Genügt hätten sie sowieso nichts; denn wie wir im nächsten



Kashmiris mit ihren Wohnbooten.

Dorf, zum Glück recht langsam, um die Ecke biegen, rollt unser rechtes Vorderrad vergnüglich voran und wir fahren wie ein halb gefentertes Segelboot noch einige 10 Meter auf der Achse weiter, die krachend und knirschend die Landstraße aufwühlt.

Ein schwarzer, nachtheiniger Bergler bringt den Ausreißer zurück, zwanzig hilfsbereite Schultern heben den Wagen, 40 Hände hantieren mit Zangen und Hämmern daran herum. Pflastersteine schmettern auf die widerpenstigen Eisenteile und mir wird plötzlich mit Bängen klar, daß ein Auto eine gehörige Verantwortung auferlegt, besonders wenn es einem nicht gehört und daß viel dazu gehören wird, dieses hier seinem Eigentümer heil wieder zurückzubringen.

Um 5 Uhr nachmittags ist der Schaden endlich geheilt und nun geht es mit Bolldampf durchs Tal hinauf, das dort von Fels und steilen Matten und einem tief eingeschnittenen Flußbett gebildet wird. Man könnte auf einer unserer Schweizerstraßen fahren. Im Räderanbringen ist mein Adonis von einem Chauffeur augenscheinlich kein Experte, aber tuten tut er schön vorschriftsgemäß um jede der zahlreichen Kurven herum, was man von den uns entgegenkommenden Wagen nicht immer sagen kann. Mehr als einmal entgehen wir nur um Haarsbreite einem Zusammenstoß.

Derweil brechen langsam Dämmerung und Nacht herein und immer noch sind wir Stundenweit von der nächsten großen Ortschaft entfernt. Das Tempo haben wir schon bedeutend verlangsamt, denn die schmale Bergstraße ist keineswegs sicher, immer wieder kommen Absturzstellen, die man vorsichtig umgehen muß. Zudem treffen wir nun Karawane um Karawane der schwerfälligen Ochsenwagen, die den Warenverkehr nach dem entlegenen Tal bewältigen. Sie gehen nachts und ruhen am Tage, um den Auto- und Personenverkehr nicht zu hindern. Eine heilsame Verfügung, denn allepotte heißt es warten, 5, 10 Minuten, bis so eine Wagenreihe an einem vorbeigetrochen ist, und kaum um die Ecke, stößt man schon wieder auf die nächste.

Sonst ist die Fahrt von wilder Schönheit. Hoch türmen sich drohende Felsen über uns, unten rauschen die wilden Bergwässer und ab und zu gelangen wir hinaus in flimmernden Mondenschein, der den gegenüberliegenden Berghang versilbert. — Um 10 Uhr endlich leuchten die Lichter von Uri, unserm heutigen Bestimmungsort auf. Ein gutgekleideter Eingeborner weist uns den Weg zum Dal Bungalow, dem dortigen Unterkunftshaus, wo wir nicht nur ein anständiges Bett, zu dem wir allerdings sämtliches Bettzeug selber liefern müssen, sondern auch ein gutes Nachtesen bekommen. —

Wie ich am nächsten Morgen vor die Türe des Bungalows trete, ist's mir, als sei ich wieder daheim, als ob's im Urnerländli selber wäre, das Dörflein mit dem schweizerischen Namen, das da so friedlich in die Berge gebettet liegt. Frischgrüne Matten, blühende Obstbäume, Schneehäupter ringsum — wie lange habe ich so etwas nicht mehr gesehen! „Salaam, Miß Sahib“ — der Chauffeur ist's, der mir in aufgeregtem Redeschwall eine Mitteilung zu machen versucht. Ich verstehe ein Wort und errate einen Teil des Restes. Die Polizei habe uns die Weiterfahrt verboten. „Warum?“ — „Nai chanta“ ich weiß es nicht, sagt der Schelm und weiß es doch ganz genau.

Nun ist es in diesem gelobten Lande ja so gut eingerichtet, daß der Sünder, zumal wenn er weißer Haut und eine Dame ist, nicht zur Polizei zu gehen braucht, sondern sie zum Verhör zu sich beordern kann. Ein „chitti“ (Brieflein) zitiert den gestrengen Polizeiinspektor in den Dal Bungalow. Die Antwort kommt durch den Diener, der aufrichtig berichtet, sein Herr sitze eben im Bad, werde aber bald erscheinen.

„Bald“ ist in Indien ein dehnbarer Begriff, eine gute Stunde verrinnt, bis der Herr Inspektor zu kommen geruht. Und siehe da, unser Unglück hat's gewollt, daß wir am Vorabend ausgerechnet das Oberhaupt der Uri Polizei um Weg und Steg angingen, und so die Anzeige wegen Fahrens zu gefahrwideriger Stunde erfolgte! — Es gibt im Osten einen sichern Ausweg aus allen schwierigen Situationen, er heißt „Bakshish“ und besteht in einem Silberstück zu richtiger Zeit in die richtige Hand gedrückt. Es gibt aber noch einen andern, der auf der ganzen Welt fast überall hilft: Freundlichkeit! Ich habe dem Inspektor gesagt, wie sehr mich seine schöne Heimat an die meine mahne, habe seine eifrigen Fragen nach der Schweiz mit Eifer beantwortet — und von Anzeige und Buße ist nie mehr die Rede gewesen!

Endlose Pappelalleen künden das Nahen von Kashmirs Hauptstadt und nun rasseln wir schon über die erste der sieben Brücken, die den breit dahinschießenden Jhelum Fluß überspannen. Rasseln — das heißt, die Brücke rasselt, wir fahren ja auf Gummirädern. Nur zwei Brücken haben Eisenkonstruktion, die andern sind wadelige Holzbrücken, wie du sie auf dem Bilde Seite 583 siehst, und jeglicher Wagenverkehr darauf ist verboten.

Die indische Schweiz! Lange habe ich mich gefragt, wo die Ähnlichkeit, wo die Verschiedenheit und welches das schönere Flecklein Erde. Man kann es fast nicht sagen. Bei uns stürmt alles drohend hoch in den Himmel hinein, hat Knollen und Auswüchse und ein wildes Hügel durcheinander. Dort aber nimmt des riesigen Tales Weite und Länge — ein Viertel der Schweiz steckt man wohl hinein — die Größe von den Bergen weg, mögen sie auch doppelt so hoch sein wie die unserigen und fügt dafür den Zauber der Ebene bei. Im Frühjahr, wenn auf den Birkenrindendächern das Gras grünt und weiße und rote Tulpen wachsen, wenn auf den Friedhofshügeln die violetten Schwertlilien blühen, wenn der Jhelum in weiten Bogen um gelbe Reispfelder zieht, seine Wasser belebt von schmalen flinken Shikaras, den Ruderbooten der Eingebornen und von schwerfälligen Hausbooten, in denen dort Eingeborne und Europäer ihren Wohnsitz aufschlagen, und wenn dazu, 400 Kilometer in der Runde, die in den feinen Dunst der Ferne gehüllten Schneeriefe lächelnd grünen — ich weiß nicht, ich weiß nicht, ob Kashmir dann nicht doch fast schöner ist als die Schweiz!

Das Volk aber: die Armut, die Verkommenheit, die Verschlagenheit und der unglaubliche Schmutz — nicht zum Aushalten wär's trotz aller Schönheit ringsum, wenn man oben bleiben müßte! —

Also hat mich das Auto nach vier Wochen halt wieder in die Ebene getragen und ich habe gemerkt, daß ich im Bängen um das kostbare Leihpfand doch etwas mehr von seinem Gang gelernt.

Deine „Bernerin auf Reisen“.